Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. **Freitag, den 13. Juli 1883.** **Nr. 320.**

Deutschland.

Berlin, 12. Juli. Die „Nordd. Allg. Z." schreibt:

Die „K. Z." brachte vor einigen Tagen eine Notiz über den unterbliebenen Besuch des Fürsten Orlow in Friedrichsruh. Wie wir erfahren, hat dieser Besuch, obschon der Reichskanzler seinen russischen Freund gern gesehen hätte, aus dem Grunde nicht stattfinden können, weil ärztlicherseits entschieden Einspruch dagegen erhoben worden ist. Der Gesundheitszustand des Patienten macht nicht etwa nur, wie sich die „K. Z." schreiben läßt, „augenblicklich noch", sondern auf lange Zeit hinaus die größte Schonung und Pflege und die absoluteste Ruhe erforderlich, so daß jede Betheiligung an den Geschäften, selbst die vertrauliche Korrespondenz mit allen Herren Kollegen des Fürsten und sämmtlichen Ressorts, vollständig hat abgeschnitten werden müssen.

— Aus Schleswig-Holstein, 10. Juli, wird der „Voss. Ztg." geschrieben:

Die Wahlagitation wird jetzt etwas lebhafter betrieben, aber alle Parteien arbeiten im Stillen. Am rührigsten sind die Sozialdemokraten, welche eine bewunderungswürdige Organisation geschaffen haben müssen. Am letzten Sonntag wurde der sozialdemokratische Wahlaufruf nebst Stimmzettel im ganzen Kreise fast gleichzeitig unter Kouvert in die Hände der Wähler gebracht. Der vierzehn Tage vor der Wahl ausgegebene Stimmzettel hatte offenbar nur den Zweck, als unantastbare Flagge die Kontrebande des sozialdemokratischen Aufrufs zu decken. Dieser ist allerdings in Chur gedruckt, aber der Inhalt ist nicht weit her. Man findet nichts Anderes darin als die alten Phrasen. Hänel wird als Reaktionär hingestellt, weil er sich gegen das allgemeine Wahlrecht in der Gemeinde erklärt hat. Der sozialdemokratische Kandidat ist der aus Böhmen in Kiel eingewanderte Schneider Stephan Heinzel, zu dessen Empfehlung gesagt wird, er wisse, „wo dem Volke der Schuh drücke". Die sozialpolitischen Vorschläge der Regierung werden in dem Aufrufe mit einem gewissen Wohlwollen behandelt — aber: „Sollte das Unfallversicherungsgesetz und das Alterversicherungsgesetz auf keiner besseren Basis zu Stande kommen wie das nunmehr angenommene Krankenversicherungsgesetz, so würde natürlich unser Kandidat eine verneinende Stellung einnehmen." Von dem Kandidaten wird ferner gesagt, „er tritt dafür ein, daß endlich die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufhöre, er will, daß alle Produktionsinstrumente Gemeingut der Gesammtheit werden, damit die Lohnsklaverei völlig verschwinde." Der Verfasser des Aufrufs verkennt indessen wohl selbst nicht, daß die Verwirklichung dieses Programms in das Gebiet der Zukunftsmusik gehört. Für die Gegenwart werden deshalb auch einige Forderungen aufgestellt, von denen diejenige des Normalarbeitstages jedenfalls die unpraktischste ist. Die geringere Arbeitszeit soll aus dem Grund gesetzlich festgestellt werden, damit die Arbeiter sich selbst nicht unnöthige Konkurrenz machen; gerade die übermäßig lange Arbeitszeit in den Gründerjahren habe die Ueberproduktion mit herbeigeführt, welche die langjährige Krisis und Arbeitslosigkeit vorzugsweise verschuldet habe. Da der Aufruf sich auch an die Handwerker und Bauern wendet, ist diese Heranziehung des Normalarbeitstages schwerlich geeignet, dem sozialdemokratischen Programm in jenen arbeitenden Bevölkerungsschichten Anhänger zu gewinnen, welche sich vorzugsweise durch die Ausnutzung und Verwerthung der Zeit zu wirthschaftlicher Selbstständigkeit herausgearbeitet haben. Der Normalarbeitstag würde eine Prämie für die Faulen und eine schwere Strafe für die Fleißigen sein. Mit keinem Worte spricht der sozialdemokratische Wahlaufruf von den Konservativen. Ob das aus Spekulation oder aus Dankbarkeit geschehen ist, mag dahingestellt bleiben. Als die Konservativen den Prof. Seelig s. Z. aus Ostholstein verdrängten, um den Kreis bis zur konservativen Rettung den Sozialdemokraten zu überlassen, war ihre Parole: „Lieber ein Sozialdemokrat als ein Fortschrittsmann." Und damals kannte man noch keinen Staatssozialismus! Jedenfalls spekuliren die Konservativen jetzt auf die Stichwahl zwischen dem fortschrittlichen und dem sozialdemokratischen Kandidaten, sie selbst können niemals in die Stichwahl gelangen, aber sie könnten die Entscheidung geben. Die konservativen Führer haben sich also ebenfalls in die Agitation geworfen und sie sammeln Unterschriften in allen Dörfern und Gütern, und es ist heutigen Tages bisweilen nicht leicht, die Unterschrift zu verweigern. So wird denn auch, wenn man nur die Zahl der Unterschriften in Betracht zieht, der Aufruf zu Gunsten des konservativen Grafen Reventlow Preetz der imposanteste werden. Der Ausfall der Wahl wird zu dem langen Register des Aufrufes allerdings schlecht passen, denn es stellt sich immer klarer heraus, daß die liberalen Wähler ihrem alten Kandidaten Treue bewahrt haben. Die Wiederwahl von Hänel ist zweifellos.

— Ueber die Choleragefahr äußert sich das neueste Heft der Berliner Klinischen Wochenschrift unter anderm also: Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß es sich in Egypten um echte Cholera handelt. Nur die Art der Entstehung, ob autochthon oder von Indien herübergebracht, ist fraglich, aber mit großer Wahrscheinlichkeit im erstern Sinne zu beantworten. Wie groß die Gefahr für die europäischen Länder ist, läßt sich im Augenblick wohl kaum übersehen. Thatsache ist nur, daß die Seuche in diesem Jahre gewissermaßen vor den Thoren Europas und zu einer für sie höchst günstigen und auf einem durch den vorjährigen Krieg gewissermaßen gedüngten Boden auftritt, während sie merkwürdigerweise im Vorjahre Egypten — trotz der Rücksichtslosigkeit, mit der sich die Engländer über die Bestimmungen der Quarantäne wegsetzten — fast ganz verschonte und nur in den Quarantänelagern der Mekkapilger zu El Wish sporadisch auftrat. Auch in diesem Jahre sprechen die Engländer den Bestimmungen des internationalen Gesundheitsraths wieder Hohn. Es ist freilich sehr vortheilhaft, zu sagen, daß die Inkubationsdauer höchstens 10 Tage, die Fahrt von Bombay nach Suez aber 11 bis 12 Tage beträgt, ein Schiff, das also ohne Cholera an Bord in Suez ankomme, ohne Gefahr zu freier Praktik zuzulassen sei. Man übersieht dabei, daß sicher konstatirte Fälle längerer Inkubation vorliegen (Pettenkofer, Faye) und man bei so ernsten Fällen nicht nur die Regel, sondern auch die Ausnahmen ins Auge zu fassen hat. In Berlin ist bereits die Zusammensetzung der Revier-Gesundheits-Kommissionen, so weit sie lückenhaft war, vorgenommen worden.

— Der Petition der Handelskammer zu Frankfurt a. M. an den Herrn Reichskanzler gegen die Beschränkung des Sonntags-Verkehrs sind ferner beigetreten die Handelskammern zu Solingen, Baden-Baden, Siegen, Aachen, Hannover, Lahr, Heidelberg, Königsberg i. Pr., Gießen, Würzburg, Freiburg i. Br., Chemnitz, Kiel und Mülhausen i. E.

— Der Kaiser erfreut sich, wie wir aus der Mainau erfahren, des allerbesten Wohlseins und nimmt während seines Aufenthalts daselbst auch dort täglich in gewohnter Weise die regelmäßigen Vorträge entgegen.

— Dem ostfriesischen Herrenhausmitgliede Graf Knyphausen-Lützburg war in der ostfriesischen Presse ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er bei der Abstimmung über die Kanalvorlage gefehlt habe. Er erläßt in Folge dessen eine Erklärung, in welcher es heißt:

„Ich habe keine Gelegenheit versäumt, öffentlich zu erklären, daß ich meinen erblichen Sitz im Herrenhause nicht eher einnehmen kann und will, als bis das Sequester über das Vermögen Seiner Majestät des Königs Georg V. von Hannover aufgehoben sein wird. Ist das geschehen, und daß es geschehe, dazu wollen meine Herren Landsleute freudig mithelfen, dann werden sie mich folgenden Tags willig und gern meinen Sitz einnehmen sehen."

— Ueber Nacht ist die bisher nur wenig beachtete französische Expedition nach Madagaskar zu einer Frage von höchster Bedeutung und größtem Ernst geworden. Wir haben bereits mitgetheilt, wie Gladstone in der gestrigen Sitzung des Unterhauses auf eine Anfrage Northcote's erwiderte, es habe nach den in den letzten 24 Stunden aus Madagaskar eingelaufenen Nachrichten der dortige französische Admiral dem britischen Konsul in Tamatave befohlen, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Noch vor Ablauf dieser Frist sei der englische Konsul gestorben. Die Flaggen aller auswärtigen Konsulate seien von den Franzosen eingezogen, der Sekretär des englischen Konsuls und ein englischer Missionär verhaftet und jeglicher Verkehr zwischen den am Lande befindlichen Engländern und dem auf der Rhede liegenden englischen Kriegsschiffe „Dryad" untersagt worden. Gladstone erklärte, die Regierung müsse erst ausführlichere Informationen und auch die bezüglichen Mittheilungen seitens der französischen Regierung abwarten.

Wenn sich diese ersten Mittheilungen aus Tamatave auch nur zum kleineren Theile bestätigen, dann wird es unzweifelhaft zu sehr ernsten Auseinandersetzungen zwischen den Kabineten von London und Paris kommen, denn England versteht in solchen Dingen keinen Spaß. Wie nicht anders zu erwarten, erhebt sich in der englischen Presse ob dieser neuesten Wendung der Madagaskar-Frage ein Sturm der Entrüstung. Aus London telegraphirt man dem „B. T." darüber:

Sämmtliche Journale betrachten den Madagaskar-Zwischenfall als einen sehr ernsten, als einen schweren Bruch des Völkerrechtes, als eine Beleidigung Englands, welche Frankreich vollständig desavouiren und volle Genugthuung geben müsse.

Die „Times" hofft, die französische Regierung werde die Angelegenheit in diesem Lichte sehen und raschestens den Akt ihres Admirals desavouiren, um den peinlichen Eindruck welchen die Episode erregt,

Feuilleton.

Kalifornischer Miethzwang.

(Schluß.)

„Geht nicht? — da wär' ich neugierig," brummte der Ire, „die Straße da drüben ist frei, und hier kann ein ganzer Lastwagen zwischen mir und dem Zelte durch, vielweniger denn ein Betrunkener, und was die Taumelnden angeht, so haltet Ihr Euch nur Eure Hälfte vom Leibe, ich will mit meiner schon fertig werden; gebt mir einmal ein paar Kohlen heraus, daß ich mir ein Lagerfeuer anmache."

„Feuer willst Du Dir auch hier draußen anmachen, Peter?"

„Nun ich werde doch wohl nicht sollen ohne ein gutes Nachtfeuer im Freien lagern?"

„Wenn nun das Zelt anbrennt?"

„Zelt? ich habe ja keins —"

„Mein Zelt hier, mein ich —"

„Euer? — was geht mich Euer Zelt an; jeder sieht zu, daß er selber nicht zu Schaden kommt — schafft mir ein paar Kohlen heraus."

„Ach Unsinn, Peter, Du willst mich jetzt hier blos ärgern, daß ich Dich wieder herein rufen soll, alter Junge, aber da hast Du vorbeigeschossen; der Plan war ein klein wenig zu plump angelegt — Du sollst Feuer haben."

„Nun ja, weiter will ich ja auch gar nichts, Sirrah," knurrte der Ire, „und wieder in Euer Zelt kommen? — hol Euch der Böse, nicht anders, wie unter gewissen Bedingungen."

„Hehehehe —" lachte der Franzose, „und die wären?"

„Davon sprechen wir ein ander Mal," sagte der Ire trocken, „aber bekomme ich Kohlen oder nicht? wenn Ihr mir keine gebt, hat der Nachbar welche."

„Nu, nu, Kamerad, nur nicht ungeduldig, Du hast doch hier wahrhaftig nichts zu versäumen," lachte der Franzose, „aber wo willst Du Brennmaterial herbekommen? von mir nicht, denn ich habe selber kaum genug morgen früh zum Kaffee und muß mir erst morgen wieder Reisig holen lassen."

„Das ist meine Sorge," erwiderte Peter ziemlich kaltblütig und als er gleich darauf eine Schaufel voll Kohlen aus dem Kaminofen des Franzosen auf den von ihm bezeichneten Platz hingeschüttet bekommen hatte, suchte er sich, so gut das gehen wollte, ein paar spärlich genug dort herumliegende Reiser zusammen, blies sich ein Feuer an und legte dann, als das brannte, was er an hinausgeworfenen Knochen, Stücken Leder, Klauen ꝛc. finden konnte, oben darauf, daß bald darauf ein dicker Qualm aufstieg und das Zelt des Franzosen förmlich einhüllte.

Dieser hatte sich indessen schon zurückgezogen, seine Zeltthür zugebunden und Anstalt gemacht, sein Lager zu suchen, als er den scheußlichen Gestank roch, der von draußen aus all' den verbrannten Haut- und Knochenstücken zu ihm herein wehte.

„Was zum Teufel ist denn das?" rief er, dorthin riechend, woher der furchtbare Duft herüberquoll, „na das hat mir noch gefehlt; Peter, zum Henker, was machst Du denn da draußen, Du feuerst wohl mit alten Schuhsohlen?"

„Ich glaube, es sind ein Paar dabei — eine weiß ich gewiß" sagte der Ire ruhig, der sich indessen seine Decke ausgebreitet und sein Handwerkszeug mit einem alten Rock darüber, zum Kopfkissen hergerichtet hatte.

„Du bist wohl des Teufels, daß Du das Zeug verbrennst?" rief der Franzose halb ärgerlich, „die ganze Nachbarschaft muß ja ersticken."

'S ist der Musquito's wegen," meinte der Ire mit unerschütterlicher Ruhe, „nun aber laßt mich zufrieden, denn ich will schlafen und fühle mich zu keiner Konversation mehr aufgelegt."

„Nein, mein Junge, damit zwingst Du mich nicht," lachte der Franzose jetzt, der seinen Plan zu durchschauen glaubte, „meinetwegen kannst Du ruhig da draußen liegen und Leder brennen, mich störst Du nicht, und herein ins Zelt ruf' ich Dich deshalb auch nicht wieder."

„Segne Eure Seele, Mann, Ihr müßtet mir noch manch gutes Wort geben, ehe ich Eure Schwelle wieder übertrete — schlaft und laßt mich zufrieden," und sich damit auf die Seite werfend, schien er in wenigen Minuten eingeschlafen; er sprach wenigstens kein Wort mehr und das Feuer mit seinem furchtbaren Qualm brannte nieder und verlöschte endlich.

Damit war die Sache keineswegs abgethan; als Peter am andern Morgen aufstand und seinen Kaffee kochte, schien er sich die Ueberbleibsel alter Schuhe und Kleidungsstücke, Knochen und Sehnen, Federn, Haare oder was er sonst dort derartiges finden konnte, förmlich auszusuchen, auf sein kleines Feuer zu häufen, das denn auch mehr Qualm und Gestank machte, als alle Feuer zusammengenommen im ganzen Lager.

So verging ein, so vergingen mehrere Tage; Peters Landsleute, die seine List durchschauten, jubelten darüber und halfen treulich sie ihn durchführen; sie gingen, wenn das Feuer draußen am schönsten qualmte, in das Zelt des Franzosen und bestellten sich Brandy oder Wein, ja selbst Champagner und wenn der Wirth mit dem Verlangten ankam, standen sie auf, erklärten, es in dem Geruch nicht aushalten zu können, und verließen den Platz wieder, ohne für einen Gran Gold verzehrt zu haben.

Bossin hielt dies wohl eine volle Woche aus und hoffte immer, daß einmal ein tüchtiger Regenschauer den hartnäckigen Burschen dazu treiben werde, seinen Lagerplatz zu verändern; außerdem mußte er ja auch fast Alles an Leder und Knochen aufgebrannt haben, was sich dort in der Nähe fand; aber es regnete nicht, denn der Himmel ist dort in den Bergen fast den ganzen Sommer durch blau, und Peter, wenn er weiter nichts arbeitete, machte sich ein Vergnügen daraus, weiteres Material zu seinen Operationen selbst von den entferntesten Theilen des Lagers eigenhändig herbei zu tragen, und das also genährte Feuer verlöschte nicht mehr.

Der Franzose hielt es endlich nicht länger aus, und immer noch in der Hoffnung, daß Peter doch bald wieder anfangen würde zu arbeiten, ging er zu ihm, nannte ihn lachend einen durchtriebenen Burschen, und — bot ihm an, nun wieder unter seinem Zelte zu schlafen, wodurch das Feuer dann von selber wegfiele

Peter weigerte sich — er wollte mit keinem Menschen verkehren, am wenigsten aber unter eines Mannes Leinwand schlafen, der ihm nicht, was er an Brandy oder Whisky brauchte — und er brauchte viel — kreditirte; darauf konnte und wollte Bossin nicht eingehen und die Verhandlungen wurden wieder abgebrochen. Bossin's Zelt stand aber leer, seine Gäste sah er förmlich hinaus geräuchert, und nach einem anderen, total mißlungenen Versuche, den hartnäckigen Iren unter irgend einer andern Bedingung als Kreditbewilligung seine Belagerung aufgeben zu machen, brachte er ihm selber endlich ein Glas Brandy statt Unterzeichnung eines weiteren Vertrags vor das Zelt, denn Peter wäre vorher keinen Zollbreit gewichen, und von da an hatten alte Schuhe und Knochen wieder Ruhe auf Magualome Hill.

schnellstens zu verwischen. Der Akt sei so gegen alles Völkerrecht, daß England gezwungen sei, prompiest volle Genugthuung zu verlangen.

Die „Daily News“ detaillirt die absichtlichen Beleidigungen des französischen Admirals gegenüber dem englischen Konsul, der todtkrank binnen 24 Stunden Tamatave verlassen sollte; sein Sekretär wurde in seiner Gegenwart verhaftet, worauf der Konsul vor Aufregung starb. Es sei eine besondere Rohheit gewesen, den Verkehr zwischen dem englischen Kriegsschiff und dem Lande während des Begräbnisses des Konsuls zu verbieten. Wir hoffen und glauben sehr ernstlich, so schließt die „Daily News“, die französische Regierung werde die Schwierigkeit durch ein loyales aufrichtiges Benehmen raschestens beseitigen, allein der Akt des Admirals muß nicht blos repudirt, sondern aufgehoben und getadelt werden.

Der „Standard“ sagt, England werde die Störung der guten Beziehungen zwischen England und Frankreich beklagen, allein der Fall sei klar; England müsse ruhig aber fest die Vindikation seiner nationalen Ehre fordern.

Der „Daily Telegraph“ meint: Wohl darf man die Situation ernst nennen. Es gab Zeiten, da England über solche Beleidigung sofort Feuer gefangen hätte, allein eine starke Nation, wie England, kann ohne Verlust an ihrer Würde sich langsam nur als beleidigt ansehen. Auch der „Daily Telegraph“ verlangt und hofft, die französische Regierung werde die Nothwendigkeit der vollsten Genugthuung für England raschestens einsehen.

Ausland.

Paris, 10. Juli. Die Erklärungen, welche Challemel-Lacour in der französischen Deputirtenkammer über die Tonkin-Affaire gegeben hat, schließen einen nahen Konflikt mit China keineswegs aus. Vielmehr ist der Umstand, daß die Niederlage des Kommandanten Rivière unter allen Umständen „gerächt“ und der Kaiser von Anam, Tu-Duc, gezüchtigt, sowie die französischen Interessen auf der Grundlage des Vertrages von 1874 gewahrt werden sollen, wohl geeignet, ernste Konsequenzen auch China gegenüber herbeizuführen. Ueber das bereits telegraphisch signalisirte Abkommen, welches der inzwischen abberufene französische Gesandte Bourée mit der chinesischen Regierung getroffen hatte, machte Challemel-Lacour ausführlichere Mittheilungen, denen wir noch Folgendes entnehmen. Die chinesischen Truppen sollten nach dem Memorandum Bourées über die Grenzen von Yunnam auf chinesisches Gebiet zurückkehren, wogegen der chinesischen Regierung erklärt werden sollte, daß Frankreich keine Eroberungsabsichten hege, noch gegen die Souveränität des Kaisers von Anam ein Unternehmen plane. Frankreich wolle vielmehr den rothen Fluß der Schifffahrt eröffnen, so daß Yunnam mit dem Meere in Verbindung gebracht würde. Um Tonkin von den seine innere Ruhe störenden Verbrecherbanden zu befreien, sollte eine regelmäßige Administration eingesetzt werden, zu welchem Behufe die beiden Regierungen den rothen Fluß als Demarkationslinie bezeichneten. Im Art. 4 des Abkommens verpflichteten sich endlich China und Frankreich wechselseitig, den status quo zu erhalten und Tonkin gegen jedes Unternehmen von außen zu schützen. Dieses Abkommen wurde nun aber von der französischen Regierung für ungültig erklärt, wie es denn auch von Challemel-Lacour vorgestern als „auf einer unmöglichen Basis beruhend“ bezeichnet wurde. Frankreich will eben ein ausschließliches und kein mit China getheiltes Protektorat, das schließlich doch zu einem Konflikte mit dem letzteren Lande führen müßte. Es entsteht nur die Frage, welche Stellung China zu den vom französischen Minister des Auswärtigen hinsichtlich Tonkins ausgesprochenen Absichten gegenüber einnehmen wird.

Ueber den chinesischen Botschafter, Marquis Tseng, äußerte sich Challemel-Lacour wenig respektvoll. Er sprach im Hinblick auf die zahlreichen „interviews“ des Botschafters von einer wenig korrekten und ernsthaften Diplomatie, die sich heute große Freiheiten herausnehme und sich mit „dem ersten besten“ in Unterhaltungen, in Mittheilungen ohne Authentizität ergehe, einer „diplomatie interlope“. Challemel-Lacours scharfe Ausdrücke gegen den Marquis Tseng erklären sich am besten daraus, daß letzterer bei den erwähnten Unterredungen aus seinen Antipathien gegen Challemel-Lacour ebenfalls nicht das geringste Hehl gemacht hatte.

Provinzielles.

Stettin, 13. Juli. Die Frage, wie man sich im Eisenbahnwaggon schlafen legen soll, beantwortet Dr. Outten dahin, die Eisenbahnreisenden mögen, wenn sie Schlaf suchen, sich so legen, daß der Kopf gegen die Lokomotive gerichtet ist. In dieser Lage werde das Blut durch die Bewegung des Zuges aus dem Kopfe getrieben, was demselben einen leichteren und ruhigeren Schlaf verschaffe. Wenn man dagegen, wie gewöhnlich geschehe, die Füße gegen die Lokomotive richte, so ströme das Blut aus dem Unterkörper nach dem Kopfe, verscheuche den Schlaf und bringe in vielen Fällen heftige Kopfschmerzen hervor. Outten gründet diese Ansicht auf seine eigene Erfahrung und auf die Erfahrung langjähriger Reisenden, welche die von ihm angegebenen Regeln allgemein und längere Zeit beobachteten. Dieser Rath mag sehr gut und seine Motivirung eine vortreffliche sein, nur müßte da Dr. Outten den Reisenden auch den nöthigen Platz zu dieser Schlafmethode anweisen. Wie man ihr z. B. jetzt während der Reisesaison, wo häufig alle Plätze im Koupee besetzt sind, gerecht werden will, ist uns nicht recht faßlich.

— In der „D. Baugewerks-Ztg.“ wird als Mittel zur Beseitigung feuchter Wände ungelöschter Kalk, wie folgt, empfohlen. „In dem zu trocknenden Raume wird an den feuchten Wänden zuerst der Verputz sauber vom Mauerwerk entfernt und es werden die Fugen zwischen den Steinen so gut als möglich ausgekratzt. Nach dem errichtet man von alten Brettern oder dergleichen eine leichte Wand, etwa 10 bis 15 Ztm. von der eben gereinigten Mauer entfernt, und füllt den auf diese Weise entstandenen Zwischenraum mit ungelöschtem Kalk aus. Nach wenigen Stunden hat letzterer schon so viel Feuchtigkeit aufgenommen, daß er unter Umständen bei sofortiger Verwendung noch zur Mörtelbereitung sehr gut zu verwenden ist. Die sich entwickelnde Hitze bei dem Prozeß der Feuchtigkeitsaufnahme trocknet gleichzeitig das Mauerwerk, und wird auf gleiche Weise 3—4 mal hintereinander verfahren, so darf man sicher auf guten und vollständigen Erfolg rechnen. — Nicht minder läßt sich natürlich die gleiche Prozedur für feuchte Böden, in Souterrain-Räumen, Kasematten und dergleichen anwenden. — Der Kalk, welcher für Mörtel nicht sofort gebraucht werden kann, giebt zum Wenigsten noch Dünger für den Landwirth.“ Freilich muß etwaiges stetes Zudringen von Feuchtigkeit zu den betreffenden Wandtheilen vor Anwendung dieses Verfahrens beseitigt werden.

— Das Gerücht, der „Ting Yuen“ solle nun doch in der nächsten Zeit überführt werden, welches in den letzten Tagen verbreitet wurde, verdankt seine Entstehung anscheinend dem Umstand, daß die Verwaltung des „Vulcan“ die für den „Ting Yuen“ angekauften Proviantvorräthe nicht alsbald weiter begeben hat. An der Thatsache, daß man chinesischerseits im Augenblick nicht daran denkt, das Schiff zu überführen, ist nicht zu zweifeln; man ist offenbar mißtrauisch gegen die Absichten Frankreichs bezüglich des Schiffes. Die französische Regierung läßt, wie man Ursache hat anzunehmen, durch militärische „Vergnügungsreisende“ jede Bewegung auf dem „Ting Yuen“ genau „überwachen“ und soll weitgehende Anordnungen getroffen haben. Wie bereits mitgetheilt, hat der „Ting Yuen“ die Erlaubniß, die deutsche Flagge zu führen, vom auswärtigen Amt nachgesucht und erhalten, wie das Schiff überhaupt im Augenblick noch deutsches Eigenthum ist. Indessen ist die große Vorsicht bekannt, mit welcher von der deutschen Regierung diese Verhältnisse behandelt werden und auch aus diesem Grunde scheint den Chinesen das Abwarten gerathen. In Uebereinstimmung damit schreibt man der „N.-Z.“ von einer mit der chinesischen Diplomatie in Fühlung stehenden Seite: „In der hiesigen chinesischen Gesandtschaft, woher doch die Ordre für das Auslaufen des Panzerschiffes kommen muß, weiß man von einer demnächst in Aussicht stehenden Ueberführung des „Ting Yuen“ nichts, absolut nichts! Die Motive, welche die chinesische Zentral-Regierung zu der Verfügung veranlaßten, „Ting Yuen“ bis auf Weiteres in Deutschland zurückzubehalten, gelten heute ebenso wie vor acht Tagen, da diese Verfügung im Tsung-ly-Yamen zu Peking getroffen und nach Berlin auf telegraphischem Wege an den Gesandten Lü-Fong-Pao erlassen wurde. . . . Aber auch die Kombination, daß „entscheidenden Orts die Kriegsgefahr nicht als so groß zu gelten scheint, um die Möglichkeit des baldigen Ausgehens des Panzerschiffes als ausgeschlossen erscheinen zu lassen“, erscheint haltlos, da kompetente Beurtheiler keine Anzeichen dafür haben, als würden die Bedenken der Pekinger Regierung, „Ting Yuen“ auslaufen zu lassen, in nächster Zeit schwinden, wenn auch zugegeben wird, daß Alles „möglich“ ist — selbst, daß „Ting Yuen“ auf hoher See, wenn es ausliefe, von den Franzosen abgenommen wird. . . Die Thatsache, daß die Direktion des „Vulcan“ die Weisung ertheilte, den für das Panzerschiff bestimmten Proviant nicht zu verkaufen, sondern einstweilen aufzuheben, beweist durchaus nichts. Die Direktion des „Vulcan“ verfügt über gar sehr viele auf das Panzerschiff Bezug habende Dinge selbstständig und nach eigenem Ermessen, und mag es dieselbe daher aus irgend welchem Grunde praktisch gefunden haben, daß der Proviant einstweilen aufgehoben werde. Auf irgend einen Wink von berufener Seite, der die Möglichkeit des baldigen Ausgehens des Panzerschiffes signalisirte, geschah diese einstweilige Aufhebung des Proviants sicherlich nicht.“

— **Landgericht. Strafkammer I.** Sitzung vom 12. Juli. In der Person der Wirthschafterin Wilhelmine Friedrich aus Hohenbrück präsentirte sich heute wieder einmal ein Rabenmutter auf der Anklagebank. Dieselbe hatte 2 uneheliche Kinder, von denen das eine, ein im Jahre 1866 geborenes Mädchen, in Berlin in Pension war, aber seit Michaeli 1881 dauernd wieder zur Mutter zurückkehrte. Hier wurde das Mädchen in unmenschlicher Weise von der Mutter behandelt, sie wurde mit einem Kugelstock auf das Empfindlichste mißhandelt, die Haare wurden ihr buschweise herausgerissen und sogar der Hals mit einem Tuch zugedrückt, bis das Mädchen zu ihrem Vormund flüchtete, um weiteren Mißhandlungen zu entgehen. Durch die Beweisaufnahme wurde der Thatbestand der Mißhandlung für festgestellt erachtet und verurtheilte das Gericht die Angeklagte zu 6 Monaten Gefängniß.

Der Kellner Bernhard Kaske von hier fungirte im Dezember v. Js. und Januar d. J. als Abonnentensammler für das „Deutsche Familienblatt“. In dieser Zeit fertigte er Bestellzettel fälschlich an, auf welche er dann seine Provision erhob, unterschlug kleinere Geldbeträge und verübte auch in zwei Fällen Betrügereien. Wegen Urkundenfälschung in 15, Unterschlagung in 34 und Betruges in zwei Fällen wurde der Angeklagte zu einer Gesammtstrafe von 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Der Bettelstudent.“ Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Die Afrikareise.“ Große Ausstattungs-Operette in 3 Akten.

Bau-Polizei und Bau-Materialien.*)

Eine sehr eifrige und sorgfältige Polizei kann der Vermehrung der Bauten in den Städten nicht sehr günstig sein, weil sie mit dem Wachsthum der Stadt ihre Anforderungen erhöhen muß. Daß im feuerpolizeilichen Interesse schon seit geraumen Jahren zu viel gefordert worden ist, ist den Hausbesitzern der Städte, wie der Dörfer zur Genüge bekannt geworden. Im sanitären Interesse dagegen sind die Ansprüche, wenn auch in letzterer Zeit höher gestellt, immer noch zu niedrig bemessen. Nur theilweise — und zwar durch die Zulassung einer geringeren Ausnutzungsfähigkeit — kann hier eine günstige Wirkung auf die Ermäßigung der Bodenpreise und mit ihnen ein Billigerstellen von Wohnungen erreicht werden, allerdings erst dann, wenn wirklich auch Sitte und Gewohnheit sich von den vorhandenen, vollständig bis auf das polizeilich zulässige Maß ausgenutzten städtischen Grundstücken und Wohnungen abwendet — ein Zustand, der nach unseren heutigen Begriffen jedenfalls sehr spät, vielleicht gar nicht erreicht werden wird. In den Zeiten akuter Wohnungsnoth mußte allerdings leider auf eine Erhöhung sanitätspolizeilicher Vorschriften in Betreff der Beschaffenheit der Wohnungen verzichtet werden, höchstens konnte man, um eine übermäßige Vermehrung der Bevölkerung zu verhindern, ein starkes Gewicht auf Vermeidung von Wohnungsüberfüllung legen. Gegenwärtig aber, wo, und zumal in großen Städten, Tausende von Wohnungen jeder Größe leer stehen, können die Anforderungen in higieinischer Hinsicht nicht hoch genug gestellt werden

Im Lande der „freien Konkurrenz“, in England, hat die Behörde ein sehr wachsames Auge auf die Qualität der Wohnungen, und es soll hierbei nur auf die in den 50er Jahren ergangenen Polizeigesetze Londons verwiesen werden. Die Common Lodging-Houses Act von 1851 und 1853 stellt sogar die sogenannten Logierhäuser unter beständige Kontrolle, die Nuisances Removal Act von 1855 setzt strenge Strafe auf Ueberfüllung von Wohnungen, die Local Government Act von 1858 gestattet die Sperrung schädlicher Wohnungen, die Artisans Dwellings Act sogar die sofortige Demolirung von Häusern mit schlechten Wohnungen.

Der um die Würdigung der Wohnungsfrage sehr verdiente Huber stellt folgendes unbestreitbare Prinzip für die Mitwirkung der Polizei in der Gestaltung der Wohnungsfrage auf:

„Die Polizei hat ebenso gut das Recht und die Pflicht, zu verhindern, daß positiv schlechte Wohnungen an den Markt gebracht, verkauft, verliehen oder auch verschenkt werden, als sie verpflichtet ist, faule Fische, anrüchiges Fleisch, verrottetes Gemüse oder sonst schädliche Dinge auszuschließen. In diesem, wie in jenem Falle — nur daß hier der Schaden, die ganze Bedeutung der Sache, unendlich viel größer ist — handelt es sich nicht blos um unmittelbare Verhütung schädlicher Wirkungen, sondern auch um Schutz einer ehrlichen und nützlichen gegen eine gewissenlose und gemeinschädliche Industrie.

Zu solchem Schutze reicht der eigne Vortheil des Konsumenten auch bei Lebensmitteln keineswegs aus; denn entweder die Noth oder die Dummheit, Gleichgiltigkeit, Stumpfheit und Rohheit lassen sie die Gefahr nicht erkennen oder nicht achten. Noch vielmehr aber gilt dies bei Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, wo die Unterscheidung ein viel höheres Maß von sittlicher und intellektueller Urtheilsfähigkeit fordert.

Das schleichende Gift einer feuchten verdorbenen Luft, dessen Wirkung der einzelne meist nicht empfindet, läßt die Polizei Jahr aus Jahr ein Opfer fordern. Auf Ventilation, auf das Verhältniß des Kubikraumes zur Bewohnerzahl, auf genügende Trockenlegung des Terrains, auf entsprechende Qualität des Materials wird nicht Bedacht genommen.“

Daß eine solche polizeiliche Thätigkeit durch das Bestehen einer guten Banordnung und Baugruppenordnung erleichtert wird, muß zweifellos anerkannt werden.

In Zeiten ruhiger Entwickelung, wie gegenwärtig der Fall, sind solche Maßregeln vortrefflich geeignet und allen öffentlichen Organen, die in Beziehung zu dem Entstehen von Häusern und Wohnungen stehen, dringend zu empfehlen. Die Bauenden werden und müssen sich an die Anordnungen gewöhnen. Hängt doch das Wohl und Wehe ganzer Familien davon ab, ob man gestattet schlechte Wohnungen zu bauen und beziehen zu lassen.

Leider wurde aber in der Gründerperiode und bis heute noch einer andern Unsitte gefröhnt, dem Niederlegen von kleinen Wohnungen für den Arbeiter und dem Aufbauen von theuren Palästen.

In England fällt es Niemandem ein, die prinzipielle Berechtigung eines von einem Mitgliede des board of Works gestellten Antrages zu bestreiten, wonach das in London vorkommende Niederreißen älterer Häuser mit billigen aber guten Wohnungen, an deren Stelle neue elegante Häuser mit theueren Wohnungen treten, nur dann gestattet werden soll, wenn die Unternehmer oder die Kommune für das wohnliche Unterkommen der hierdurch obdachslos gewordenen Personen gesorgt haben würden. Ferner sollen Expropriationen bebauten Landes in großen Städten nur unter der Bedingung zugelassen werden, wenn ein bestimmter Theil verfügbaren Landes zu Wohnungen für die ärmeren Klassen verwendet werde.

Es ist klar, daß das Land, welches Adam Smith, Lobden, und Prince-Smith erzeugt hat, nicht so „freihändlerisch“ ist, als die deutsche Partei, welche sich erst nach jenen Grundsätzen gebildet hat.

Kleine und billige Wohnungen zu bauen, muß auf der Tagesordnung jeder Baupolizei stehen, dagegen Neuanlagen von Kellerwohnungen, den Brutstätten aller Krankheiten, gestrichen werden. Dahingegen sollte man die Dachwohnungsanlagen nicht so arg anfeinden, als dies der Fall ist, sie sind und bleiben die gesundesten Wohnungen.

Auch in Betreff einer Ermäßigung der Kosten der Baumaterialien in steinarmen Gegenden kann noch außerordentlich viel geschehen. In England soll die Betonmasse die Bauten um 50 % ermäßigt haben. Es kann nur im Interesse der Baumeister, der Großindustriellen, Eisenbahnen, der Kommune, wie des Staates liegen, Versuche mit Betonmasse anzustellen, der ausgedehntesten Anwendung derselben steht in Deutschland nichts im Wege.

Ebenso wichtig für das Entstehen billiger Wohnungen, die der Arbeiter bezahlen kann, ist die Ziegelfabrikation. Noch immer werden Millionen von Ziegeln nach altem System fabrizirt, während bei den Ringöfen mit bedeutender Kostenersparniß produzirt würde. Belehrung und Beispiel, namentlich seitens der Behörden, können hier Wunder wirken.

K.

*) Nachdruck verboten.

Vermischtes.

— Einen lustigen „Aufsitzer“ — wie man in Wien sagt — erzählt ein Wiener Volksblatt in folgender ursprünglicher Weise: Unter den Stammgästen eines Gasthauses am Schottenfeld ist auch ein Herr K., der, obgleich ein etwas beschränkter Kopf, es doch keinen Abend unterließ, in irgend einer Weise die Uebrigen zu verspotten und zu hänseln, sich dabei immer eine gewisse Autorität gebend. Unter Anderem pflegte er von sich zu behaupten, daß er ein ausgezeichneter Rechner sei. Als man ihm jedoch verschiedene Rechenexempel humoristischer Art vorlegte, entschuldigte er sich jedesmal: „Heunt hab' i schon z'viel trunken, ich werd' Euch die Lösung morgen bringen.“ Und richtig brachte er immer am folgenden Abende die richtige Lösung, ohne aber zu verrathen, wie er die Aufgabe ausgerechnet hatte. Die Gesellschaft war jedoch darüber einig, daß Herr K. zu Hause jedenfalls einen Helfer haben müsse, der die Aufgabe löse. Man dachte auf ein Mittel, die Wahrheit zu ergründen, und an einem der letzten Abende wurde der Koup ausgeführt. Die Gesellschaft war wieder beisammen, man war lustig und Herr K., stolz auf seine „mathematischen Erfolge“, spottete wieder und forderte neue, schwierigere Aufgaben. Herr M., der Hauptverschwörer, stand auf und sagte: „No, Herr v. K., wenn Sie so satteifest san, so rechnens mir halt Folgendes aus: Sie haben a Schiff vor sich, welches 250 Meter lang, 10 Meter hoch, 5 Meter breit ist und an Tiefgang von anderthalb Meter hat; dasselbe hat 1750 Tonnen Gehalt und kann 540 Passagiere aufnehmen. Zur Zeit befinden sich auf dem Schiffe 200 Männer, 150 Frauen und 30 Kinder, ferner 30 Matrosen und Maschinisten, ein Steuermann und ein Kapitän. So, da habens alle Daten, jetzt rechnens mir aus, wie alt der Kapitän is?“ Herr K. sah alle Daten, die er genau notirt, aufmerksam durch, dann sagte er: „No, morgen bring' ich Euch das Resultat.“ Ein homerisches Gelächter folgte diesen Worten; der Aufsitzer war also vollkommen gelungen und Herr K., dem die Sache erst aufgeklärt werden mußte, daß er doch aus diesen Daten nicht das Alter eines Menschen berechnen könne, schwur wuthentbrannt Rache. Seit drei Abenden fehlt er in dem Kreise seiner Kumpane, die ihm diesen Streich gespielt.

— (Drei Eheversprechen.) Aus Irland kommt die erstaunliche Nachricht, daß eine Schöne gesetzten Alters am selben Tage drei ungetreue Geliebte wegen Bruchs des Brautversprechens vor Gericht belangte. Im ersten Falle sprach ihr die Jury 10 Pfund zu; im zweiten Falle, wo ein wohlhabender alter Pächter mit ihren heiligsten Gefühlen gescherzt hatte, erhielt sie 100 Pfund. Der dritte Prozeß kam jedoch nicht vor die Schranken; er wurde vom Angeklagten durch Zahlung von 600 Pfund abgewandt. Die Dame hat entschieden mehr Glück im Brautstand als in der Ehe, zu der sie sich gleichwohl geneigt erklärte.

Telegraphische Depeschen.

Mainau, 12. Juli. Der Kaiser hatte gestern mit dem Großherzoge und dessen Familie einen Ausflug nach der Insel Reichenau unternommen und begiebt sich heute Nachmittag zum Besuch des Königs von Würtemberg nach Friedrichshafen.

Nyiregyhaza, 12. Juli. Tisza-Eszlarer Prozeß. Dr. Eugen Kiß, welcher der ersten Leichenschau und auch der späteren Obduktion beiwohnte, wird insbesondere über die zwischen dem Protokoll betreffs der ersten Leichenschau und dem Obduktionsprotokolle bestehenden Abweichungen als Zeuge vernommen und giebt an, in Folge des Abenddunkels und der mangelhaften Beleuchtung seien in Bezug auf die Messung, das Ansehen und die Kleider der Leiche Irrthümer entstanden, die dann später berichtigt worden seien.

Alexandrien. 12. Juli. (Telegramm des „Reuter'schen Bureau's“.) Innerhalb der letzten 24 Stunden bis gestern Abend 9 Uhr sind in Damiette 64, in Mansurah 89, in Talka 5, in Zifteh und Samanud 10, in Chibin-el-Kum eine Person an der Cholera gestorben.